



# Feierabend



## Der einträglichste Raubmord der Weltgeschichte.

Von Hans Fischer.

Vor vierhundert Jahren — am 28. Januar des Jahres 1531 — verließen drei plumpe Holzschiffe den Hafen von Panama. Das größte unter ihnen war mit ein paar weitmündigen Bronzekanonen ausgestattet. Ein Mann lehnte am Heck dieses Schiffes. Man kann nicht sagen, daß dieser Mann gerade vertrauenerweckend aussah; eine Narbe, die sich vom Mund gegen die Schläfe zog, ließ das Gesicht noch roher und gemeiner erscheinen, als es schon von Natur war, und selbst ein noch üppiger Vollbart hätte sich vergebens bemüht, den gierig-lakken Zug um den Mund zu verbergen.

Der Mann am Heck war erstens der Anführer der Expedition.

Zweitens war er ein berühmter Abenteuerer und Verbrecher.

Drittens war er der Bevollmächtigte des christlichsten aller Könige, des Habsburger Kaisers Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging.

Der Name des Mannes am Heck war Franz Pizarro.

Ueber Europa war damals der Goldrausch hereingebrochen. Knapp ein Menschenalter vorher hatte Kolumbus jene neue Welt entdeckt, in der es eben das in Hülle und Fülle gab, was seit je in Europa mit Menschenleben aufgewogen wurde — Gold. Ein Strom von Abenteurern, die in der alten Heimat kaum die Ehre zu verlieren hatten, stürzte sich, den Raubvögeln gleich, auf den neuen, goldträchtigen Erdteil, mordete, sengte, plünderte, wohin er kam. Was er suchte, war Gold, Gold, um jeden Preis. Manchmal fanden sie auf dieser Suche auch bisher unbekannte Länder, in denen noch keiner vor ihnen geplündert hatte. Deshalb nannte man sie später: Entdecker.

Weltgeschichte . . .

Der Mann am Heck des Kanonenschiffes machte seine „Entdeckungsfahrt“ wohl auf eigene Gefahr, aber nicht auf eigene Rechnung. Er hatte vorher eine kurze, aber bedeutungsvolle Besprechung mit dem mächtigen Habsburger Kaiser Karl V. — Kaiser des Deutschen Reiches, Herrscher von Burgund, christlicher König von Spa-

nien usw. — gehabt. In geschäftlichen Anlässen waren Kaiser wie sehr zimperlich, und wenn es sich um Geld handelte, waren sie sogar bereit, berühmte Verbrecher persönlich zu empfangen. Der Vertrag, den Pizarro mit seinem kaiserlichen Herrn abgeschlossen hatte, besagte, daß Pizarro das Recht haben sollte, in allen neuentdeckten Gebieten beauftragter kaiserlicher Statthalter zu werden; dafür mußte er dem Kaiser ein Fünftel aller „Einkünfte“ als Abgabe überlassen.

Reich und mächtig war das gewaltige Reich des Inka. Noch nie hatte eines Europäers Fuß dieses Wunderland betreten. Abgeschlossen von der übrigen Welt lebte dort ein unermeßlich reiches Volk. Die Straßen, die Paläste, die Häuser waren von einer Pracht, die Europa sich nicht einmal träumen ließ, herrlich gedieh die Frucht auf den Feldern, heilkräftige, warme Quellen boten Kraft und Genesung — es war ein glückliches Volk.

Am 16. November 1532 brachten Boten dem Inkaherrscher Atahualpa, der in der Bäderstadt Cajamailca lagerte, eine Schreckensbotschaft: Fremde Leute, von einer Art, die noch kein Inka je gesehen hatte, mit weißer Haut und grauen Eisenkleidern, standen vor der Stadt. Grauen hatte ihren Weg dorthin gezeichnet. Städte und Dörfer hatten sie niedergebrannt und ausgeplündert. Unzählige hatten sie mit ihren blitzenden Rohren gemordet.

Mit prächtigem Gefolge, aber ohne alle Waffen machte sich der Inkaherrscher auf, um die Eindringlinge zu besuchen und nach ihrem Begehren zu fragen.

Vor seinem Zelt, inmitten eines waffenstarrten Gefolges, stand Pizarro. Ihm zur Seite Kaplan Balverde und ein Eingeborener aus Panama, der zur Not die Inkasprache verstand und den man deshalb als Dolmetsch mitgenommen hatte. Goldlüstern hing Pizarros zusammengekniffenes Auge an dem reichen Schmud des Inkafürsten Atahualpa.

Der Dolmetsch übersetzte Pizarros Worte: Atahualpa hat sofort der Herrschaft seines Reiches zu entsagen und dem großen

Habsburger Kaiser zu huldigen. Der Inkafürst schüttelte lächelnd das Haupt. Noch nie hat er von diesem mächtigen Kaiser gehört, niemals — solange er selbst lebt — wird ein Fremder die Inka beherrschen dürfen. Jetzt ergreift Pater: Balverde das Wort. Häßt dem staunenden Inkafürsten eine lange Rede über das allein seligmachende Christentum, über den Papst in Rom, dem sich die ganze Welt bedingungslos zu unterwerfen habe. So gut es eben geht, übersetzt der Dolmetsch die Rede. Und dann übersetzt er die ruhige, kurze Antwort des Inka: „Woher weiß der weiße Mann das alles?“ Der Kaplan zeigt auf die Bibel. Staunend ergreift Atahualpa das Buch und legt es ans Ohr; vielleicht spricht dieses sonderbare Ding, das er noch nie gesehen hat. Angestrengt lauscht er eine Zeit, aber nichts läßt sich hören. Zornig wirft er das Buch weg. Ungefähr das war es, was der Priester gewollt hatte. „Rache für die beleidigte Bibel“, brüllte er, hefte persönlich die Spanier zum Angriff gegen die waffenlosen Inka . . . Eine Stunde später schwammen sechshundert Inkaleichen in ihrem Blut. Atahualpa war gefangen und in Fesseln gelegt.

Der gefangene Inkafürst bat um eine Unterredung mit Pizarro. Die Stimme des Spaniers versagte, seine Augen traten aus den Höhlen vor Gier, als er hörte, was der Inka ihm vorzubringen hatte. Atahualpa bot als Lösegeld für seine Freiheit an, das Zimmer, in dem die Unterredung stattfand, mit purem Gold anzufüllen. Sieben Meter war der Raum lang, sechs Meter breit, und drei Meter hoch. Pizarro schwankte. Als aber der Inka versprach, ein zweites Zimmer mit Silber anzufüllen, war der Spanier entschlossen. Ein förmlicher Vertrag wurde aufgesetzt, nach dem der Inkafürst in dem Augenblick, da das versprochene Lösegeld geliefert sei, seine Freiheit erhalten sollte. Atahualpa sandte Eilboten nach der Stadt Cuzco, um das versprochene Edelmetall zu holen. Nach zwei Wochen kamen die ersten Wagen, vollbeladen mit Gold und Silber, nach einem Monat waren die beiden Räume — wie versprochen — vom Boden bis zur Decke mit roten Goldbarren, leuch-

tenden Silberklumpen angefüllt. Die Wartezeit vertrieb sich Pizarro, indem er die herrliche Stadt Pachacamac vollständig ausplünderte und dann einäscherte.

Am 28. August 1533 war der letzte Goldbarren geliefert.

Am 29. August 1533 wurde auf dem Hauptplatz von Cuzamalca ein Scheiterhaufen in Brand gesetzt.

Auf dem Scheiterhaufen stand gefesselt — der Inkafürst Atahualpa.

Pizarro hatte den Vertrag gebrochen. Jetzt, da er gesehen hatte, welche unermessene Reichtümer der Inkafürst besaß, war erst recht die Gier in ihm erwacht, alles zu rauben. Dazu mußte erst der ungeduldige Inka selbst aus der Welt geschafft werden.

Wenn es gilt, im Namen des allerchristlichsten Königs zu rauben, dann weiß die Gerechtigkeit, was sie ihrem Herrn schuldig ist. Pizarro hatte unter dem Vorhinein des Priesters Valverde ein fliegendes Kegergericht eingerufen und Atahualpa als „Rebellen gegen Kaiser und Papst“ zum Feuertod verurteilen lassen.

Schon ergriffen die Flammen des Inka Haar, schon sengten sie grausam seine bronzene Haut.

Röchelnd in Todesqual versprach er, er wolle sich taufen lassen, wenn man ihm das Leben schenke. — Pizarro ließ das Feuer löschen. Der Priester Valverde taufte den in Schmerzen stöhnenden Inka.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Als die Laufe vollzogen war, begnadigte Pizarro auf Rat des Priesters den Inka. Begnadigte ihn — zum Tode des Erdrosselns.

Am Abend des 29. August 1533 hing an einem rohen Galgen die Leiche des Inkafürsten Atahualpa.

Pizarro konnte auch Verträge halten. Wenn er es für zweckmäßig hielt.

Ein Fünftel des Goldes, das er durch den Raubmord an dem Inkafürsten erbeutet hatte, sandte er nach Spanien an den allerchristlichsten König.

Der Anteil Karls V. von Habsburg betrug anderthalb Millionen Dukaten in reinem Gold.

### Eine Frage.

Da steht die Werkmeister — Mann für Mann. Der Direktor spricht und steht sie an:

„Was heißt hier Gewerkschaft! Was heißt hier Beschwerden!“

Es muß viel mehr gearbeitet werden! Produktionssteigerung! Daß die Räder sich drehn!“

Eine einzige kleine Frage:  
Für wen?

Ihr sagt: Die Maschinen müssen laufen! Wer soll sich denn eure Waren kaufen? Eure Angestellten? denen habt ihr bis jetzt Das Gehalt, wo ihr konntet, heruntergesetzt. Und die Waren sind im Süden und Norden Deshalb auch nicht billiger geworden.

Und immer noch sollen die Räder sich drehn.  
Für wen?

Für wen die Plakate und die Reklamen?  
Für wen die Autos und Bilderrahmen?  
Für wen die Krawatten? Die gläsernen Schalen?

Eure Arbeiter können das nicht bezahlen. Etwa die der andern? Für solche Fälle

Habt ihr doch eure Truste und Kartelle —  
Ihr sagt: Die Wirtschaft müsse bestehen.  
Eine schöne Wirtschaft!

Für wen? Für wen?

Das laufende Band, das sich weiterschiebt, liefert Waren für Kunden, die es nicht gibt. Ihr habt durch Entlassung und Lohnabzug

facht  
Eure eig'ne Wirtschaft kaputtgemacht.  
Denn Oesterreich steht — Millionäre sind selten —

Aus Arbeitern und Angestellten!  
Und eure Bilanz zeigt mit einem Male einen Salto mortale!

Während vierhunderttausend stempeln gehen:  
Die wissen, für wen!

Theobald Tiger (in der „Weltbühne“).

## Das Rätsel der Wünschelrute.

Eine neue Entdeckung und Deutung.

Von Erich Keller.

Der Glaube an die Wünschelrute ist uralte. Hinweise auf sie, die zauberhafte Rute und Wurzel, findet man schon bei Moses (1. Mos. 20, 11), Virgil (Aeneis VI, 205 fg) und im Nibelungentied (X, 1064). Im Mittelalter hat man die Wünschelgerte zum Auffuchen von Erzgängen, vergrabenen Schätzen usw. benutzt. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist sie wieder in Gebrauch gekommen zum Auffuchen von unterirdischem Wasser, Erz- und Salzlagern. Beweiskräftige Erfolge der Wünschelrutengänger haben auch die ernste Wissenschaft veranlaßt, sich mit diesem Phänomen zu beschäftigen, ohne daß es bis heute eine wissenschaftliche Deutung der Wirkung der Wünschelrute gegeben werden konnte. Man nimmt an, daß der Gabelzweig aus elastischem Holz, jetzt auch aus Metall, in der Hand reizempfindlicher Personen bei diesen beim Ueberschreiten unterirdischer Vorkommen von Erzen, Wasser, Salzen und Metallen Empfindungen auslöst, die sich dann, begünstigt durch den eigentümlichen Spannungszustand, in dem die Rute getragen wird (an den Gabelenden im Untergriff) reflektorisch durch Hand und Arm auf diese übertragen, so daß sie in Schwingungen gerät. Manche Anhänger der Wünschelrute nehmen an, daß es sich dabei um Deformationen des elektrischen Feldes der Erde durch Wasser, Verwerfungen, Spalten usw. im Untergrund handelt.

Die physikalische Wissenschaft erklärte: „Der menschliche Organismus reagiert je nach seiner eigenen Polung auf solche elektrische Schwingungen, die Muskulatur wird erregt und der im labilen Gleichgewicht gehaltene Nutenstab wird dadurch in das stabile Gleichgewicht verlagert. Diese Schwingungen des Feldes über der Erde werden veranlaßt durch Aenderung der elektrodynamischen Zustände unter der Erdoberfläche, die also der Rutengänger indirekt wahrnimmt.“ Das würde also bedeuten, daß die elektrischen Erdspannungen eine bestimmte Wirkung auf den Rutengänger auslösen, die dieser wiederum auf die Rute überträgt.

Ein bremischer Brunnenbauer, Wehrs, hat sich diese Folgerungen zunutze gemacht und planmäßige Untersuchungen über die unterirdischen Wasserläufe seiner engeren Heimat angestellt. Er kam zu den Ergebnissen, die man als verblüffend bezeichnen muß, wenn sie auch der wissenschaftlichen Bestätigung noch vorbehalten bleiben müssen.

Wehrs will gefunden haben, daß alle Wege, die in den Dörfern einzelne Gehöfte verbinden, alle Pfade und Straßen aus Urzeiten her, alle Landstraßen, die nicht neuerdings angelegt wurden und nicht in gerader, also in Luftlinie verlaufen, über unterirdischen Wasserläufen liegen. Daß sie also bewußt von unseren Vorfahren auf Grund der Kenntnisse der Wasserläufe angelegt worden sei, weil — und nun kommt die interessante Folgerung Wehrs — das Vorhandensein dieser Wasser- oder Metalladern infolge der von ihnen ausgehenden elektrischen Feldspannungen „Schwankungen“, d. h. Störungen der Erdoberflächenspannungen hervorriefen, die auf gewisse Organismen, wie Menschen, Tiere und Pflanzen gewebezzerstörend und verformend wirkten.

Nach Wehrs bleibt z. B. eine lebende Pflanze dort, wo sie von einem unterirdischen Wasserlauf unterquert, also senkrecht geschnitten wird, in der Wachstumsentwicklung zurück. Im Walde ist, immer noch Wehrs, die Vegetation an den Stellen, unter denen sich ein unterirdischer Wasserlauf hinzieht, im Vergleich zu anderen Stellen so gut wie gar nicht vorhanden. Bäume, über solchen Wasserläufen angepflanzt, verkümmerten, Häuser, die über Wasseradern stehen, werden fast regelmäßig vom Blitz heimgesucht und die darin Wohnenden leiden durchweg an Rheumatismus, Schlaflosigkeit und haben in den Räumen Feuchtigkeit. Wehrs untersuchte das Schicksal von Einwohnern solcher Häuser und fand, daß Brände durch Blitze, Siedtum durch Krebs, Verkrüppelung, Geisteskrankheit usw. auf Grund des Vorhandenseins unterirdischer Wasserläufe vorgekom-

men sind, und zwar in fast 90 Prozent aller Fälle.

Man muß natürlich die exakte wissenschaftliche Nachprüfung dieser Befunde abwarten. Daß alle im Erdboden vorhandenen Metalle ebenso wie alle chemischen Stoffe unserer Erde wie Kali, Kohle, Erze, Wasser usw. Strahlen ausstrahlen, ist eine längst bewiesene physikalische Wahrheit. Daß sie auf gewisse Organismen gewebezzerstörend wirken können, ist ebenso wissenschaftlich erwiesen. Die Bipolarität der Stoffe und die Wechselwirkung der positiv und negativ gepolten Elemente mögen letzten Endes die Ursache dieser lebensgefährdenden Erscheinung sein.

Um aber auf die Wünschelrute bezw. die Rutengänger zurückzukommen, so scheint nach den Wehrschen Befunden die alte Erkenntnis bewahrt zu sein, daß der sensible, auf jeden Fall aber in bestimmter Weise polar mit Spannung versehene Rutengänger auf die entgegengesetzt polaren Spannungen unter der Erde reagiert, eine Reaktion, die sich in dem Anschlag der Wünschelrute bemerkbar macht. Wenn also in diesem Sinne das Geheimnis der Wünschelrute kaum als gelüftet anzusehen ist, so regen die Wehrschen „Befunde“ doch in hohem Maße dazu an, den exakten physikalischen Nachweis zu erbringen, daß die geheimnisvollen Stoffstrahlungen unter der Erde bestimmende Einwirkung auf die Lebensfähigkeit oder -unsfähigkeit der Organismen über der Erde besitzen.

## Die Schmuggler.

Syv Söstre ist ein ungeheuer hoher Gebirgszug im nördlichen Norwegen, dessen sieben Gipfel miteinander verbunden sind. Nach einer alten norwegischen Sage sind es sieben Königstöchter, die hier zu Schnee und Eis erstarrt sind.

Am Fuße der „Sieben Schwestern“ stehen zwei Fischerhütten. Ganz einsam. Erst sieben Stunden südlicher stehen wieder ein paar Hütten. Das eine Blochhaus gehört dem Fischer Baardsen. Sein Sohn Holm ist mit der Tochter des Fischers Christensen, des Besitzers der zweiten Hütte, versprochen. Karen und Holm wollen im Mai heiraten. Nur noch wenige Wochen sind es bis zu ihrem große Tage.

Holm ist ein guter Fischer. Seine Fische setzt er mit Leichtigkeit in der großen Konservenfabrik in Tromsø ab. Von dort holt er auch Speck und Fleisch und Rattun — kurz: was eben ein Fischer braucht. Karen kann stolz sein: sie bekommt den prächtigsten Jüngling von ganz Nordnorwegen zum Manne.

Nur plagt sie seit kurzem eine große Sorge. Seitdem die Eismeerküste wieder offen ist, die Holzfrachtdampfer von Archangelsk den Fjord passieren und die fremden Fischdampfer wieder nach dem Lofoten fahren, liegt Karen so manche Nacht wach und grämt sich um Holm. Ihr Verlobter — schmuggelt. Kapitän Frederikson vom Regierungsboot ist ihm schon mehr als einmal dicht auf den Fersen gewesen. Aber Holm lacht ihn nur aus. Das letztemal war er so flink in eine verborgene Bucht entschlüpft, daß Frederikson im Eifer des Gefechts sein Boot auf eine Klippe setzte. Die Barkasse wurde led und mußte nach Tromsø abgeschleppt werden. Frederikson hatte Rache geschworen; Holm lachte nur.

Drei Wochen waren es nun noch bis zur Hochzeit. Da sprach eines Abends Karen mit Holm: „Versprich mir — laß dieses Handwerk! — Die Sorge um dich frißt mich noch auf. Versprich mir, daß du es nie mehr tun wirst, sonst — könntest du mich verlieren.“

Holm liebte Karen leidenschaftlich. Er gelobte ihr: „Nie mehr . . .“

Und noch acht Tage zogen ins Land. Holm stand am Bootsstieg. Es packte ihn mächtig. In einer halben Stunde mußte die „Anna Maria“, der deutsche Holzdamper, aufkommen — und nun war er durch das Versprechen an Karen gebunden. Er sah schon die Positionslichter der „Anna Maria“. — Es zog ihn nach dem Boot. Er war stärker als seine Ueberlegung — er konnte nicht anders. „Nur noch dieses eine Mal“, sprach er zu sich selbst. Dann stieß er das Boot ab.

Es war eine Nacht ohne Mond. Die „Anna Maria“ verlangsamte ihre Fahrt. Ein gedämpfter Ruf „Hoi!“ Holm gab Antwort. Der Spirit-Dampfer stoppte. Holm ging mit seinem Boote breitseite. „Zwölf“, sagte einer von der Reeling des Dampfers herunter. Holm verstaute die Kanister. Der Maschinentelegraph klingelte. Die „Anna Maria“ fuhr davon. Holm warf den Motor an — er hatte keine Lichter gesetzt.

Noch achtzig Meter — jetzt nur noch fünfzig — da scholl ein Ruf — ein Scheinwerfer blendete — „Stop!“ Holm wollte im Bogen wenden. Da peitschte ein Schuß. Langsam sank der Körper Holms in sich zusammen. Das Regierungsboot nahm Holms Barkasse ins Schlepp nach dem Bootsstieg.

Am Ufer stand Karen, hoch aufgerichtet. Ihre Augen blickten auf den Fjord. Als die Leute den leblosen Körper Holms an ihr vorbeitragten, wandte sie sich nicht. Das Regie-

rungsboot dampfte ab. Karen stand noch immer am Ufer. Sie sah niemanden. Ihre Augen blickten nur auf den Fjord . . .

In Tromsø sagen die Leute, Frederikson sei nach dem tragischen Vorfall mit Holm nicht mehr ganz richtig im Kopfe. Er erzählt allen

Menschen, er habe Karen am Ufer stehen sehen, aber es sei gar nicht Karen gewesen. Sie hätte ausgesehen, als ob eine der „Sieben Schwestern“ herabgestiegen wäre.

Aber das ist natürlich Unsinn. Die sieben Gipfel der Syv Söstre stehen noch unbeweglich und starr. Otto Gutzeit.

## Go ist das australische Heim.

### Die erste Ueberraschung.

Ich band eine Schürze um den Dienerdreh und trocknete Teller, Bestecke und Gläser, die die Hausfrau mir reichte. Nicht zu helfen, wäre unhöflich gewesen. Da sie, in großer Toilette und nur die Ärmel des Spitzenkleides ein wenig aufgetrennelt, vor dem Wasserstein stand und das Geschirr reinigte: wie hätte ich mich da drücken können? Es war selbstverständlich, zu helfen.

„Komische Zumutung für einen Gast“, wirst du sagen, und deine logische Folgerung als Europäer wird sein: „Wahrscheinlich finanziell etwas heruntergekommen, diese Leute.“

Weber das eine stimmt, noch das andere. Da in neunzig von hundert australischen Haushaltungen keine Diensthoten beschäftigt werden, ist es nur selbstverständlich, daß der Vater, Lächter oder Söhne selbst zugreifen. Und, wenn kein Mann da ist, bleibt es Pflicht des Gastes der Hausfrau zu helfen. Da es sich um eine Selbstverständlichkeit handelt, würde es keinem Menschen einfallen, darüber zu sprechen. Nur mir Europäer, der hier seine ersten Erfahrungen gewann, kam das Ganze sehr komisch vor.

Da war ein entzückendes Heim, Einfamilienhaus, mit Möbeln aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts (eine Seltenheit und kostspieliges Vergnügen in Australien), ein hübsch gepflegter Garten mit dem Blick auf die See, ein Auto und die dazugehörige Garage. Da waren sechs Räume, weit über den Durchschnittsgeschmack eingerichtet, eine luftige Hal- und eine weite Veranda der Wasserfront zu: und die Dame des Hauses und ihre Tochter, je wirtschafteten hier ohne — Diensthoten. Sie hielten das Haus in Ordnung, kochten das Essen, servierten es selbst und verrichteten die größte Küchenarbeit, sie pflegten den Garten, halb Blumen, halb Gemüse, und obendrein hatten sie jede Woche noch zwei bis dreimal Gäste zu Tisch.

Dann war ich in anderen australischen Heimen, bei Familien, die Kinder hatten und die Hausfrau dennoch ohne einen Diensthoten auskam. Gewiß, die Schulpflichtigen sind die Woche über in der Boarding School und die Kleineren im „Kindergarten“ (der Ausdruck ist unverändert aus dem Deutschen übernommen) den Tag über. Aber abends müssen sie wieder abgeholt werden, und ein Mehr an Arbeit verursachen sie dennoch. Auch in diesen Familien die gleiche Erscheinung: keine Hausangestellte. Dabei hat jede ihr Einfamilienhaus, auch der Arbeiter, und jedes Zweite ist nicht gemietet, sondern Eigentum. (Die wenigen hundert Familien, die in sogenannten „Flats“ leben — Zweibis Sechszimmer-Appartements, meist eingeschachtet in Wolkenträgern — bleiben belanglos, da sie nicht typisch sind für australisches Leben.)

### Die zweite Ueberraschung: Löhne.

„Es sind nicht die Löhne, die die Diensthotenfrage bestimmen“, sagte man mir immer wieder. „Wenn wir die richtigen Hausangestellten hier bekommen könnten, aber.“

Aber: erstens ist ein Mangel an weiblichem Hauspersonal, zweitens sind sie unzureichend geschult. Das Mädchen, das von Europa nach Australien kommt, wird in der Regel nur eine kurze Zeit Hausangestellte bleiben, bald weiß sie, daß als Verkäuferin, Fabrikarbeiterin oder — wenn die Fähigkeiten ausreichen — als Büroangestellte das Leben „erträglicher“ ist. Nicht, daß als Hausgehilfin das Leben gerade viel schwerer wäre (auch sie genießt den Schutz der 44- oder 48-Stunden-Arbeitswoche); aber es liegt in der menschlichen Natur, daß jeder so viel vom Leben an Genuß ergattern will, als möglich. Und da das Vergnügen für die Mehrzahl der Menschen nach Geschäftsschluß erst beginnt, so ist es besser, keine Hausangestellte zu sein und jeden Abend frei zu sein. Das ist verlockender als ein freier Tag jede Woche und vierzehntäglich einen halben Sonntag. Ueber diese gesetzliche Regelung hinaus, gibt es noch stillschweigende Vereinbarungen, daß man vom Hauspersonal ja nicht zu viel verlangt. So ist es ihnen gegenüber nicht „fair“, wenn man in einer Woche allzu viele Gäste hat, und ich konnte verschiedene Male beobachten, daß die Freunde statt ins eigene Heim ins Hotel zum Diner geladen wurden.

„Sie müssen schon entschuldigen“, sagte man, „aber ich kann es meinem Personal nicht zumuten, wir hatten schon dreimal Gäste diese Woche.“ Nach einigen Monaten findet man auch das selbstverständlich. Nur muß man erst begriffen haben, daß Australien der sozialste Erdteil der Welt ist: ohne die krasse Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen; ein Land, wo man arbeitet um zu leben und nicht lebt um zu arbeiten.

Welche Löhne werden nun den Hausangestellten bezahlt? Sie schwanken in den einzelnen Staaten um ein geringes. Ihre Festsetzung erfolgt, ebenso wie Arbeitszeit und Freitage, durch Vereinbarung zwischen Gewerkschaften und Regierung. Die hier angegebenen Ziffern sind nur Grundlöhne (in vielen Fällen werden 10 bis 15 Schillinge darüber hinaus mehr gegeben). Es bekommen wöchentlich (umgerechnet in Mark): ein Hausmädchen 52.75, eine Köchin 65.—, eine besonders gelehrte Köchin dagegen ist „a pearl beyond price“; eine parlour-maid erhält 60.—, wofür sie die Wohnräume in Ordnung hält (die Schlafzimmer sind das Ressort des Hausmädchens), den Gästen die Türe öffnet und das Essen serviert.

Einer solchen Angestelltenchar begegnest man natürlich nur in sehr wohlhabenden Häusern. Kommt dazu noch der Chauffeur mit rund 100.— wöchentlich, so beträgt das Wochenbudget ohne große Anstrengung etwa allein für das Hauspersonal 400 RM.

Wie gesagt: nur zehn Prozent aller Familien haben Diensthoten, und nur etwa ein Prozent davon haben drei und mehr Angestellte. Die Regel dagegen ist, daß wöchentlich einmal ein Gärtner kommt (Mark 16.50 bis 18.— für acht Stunden), die Reinmache- und die Waschfrau. Sie erscheinen vor dem Frühstück, erhalten alle Mahlzeiten einschließlich Morgen- und Nachmittagstee und beziehen für

acht Stunden zwischen 10 und 14 Schillingen. Diese Löhne gelten für die Staaten New-Juvaloes und Queensland, während sie in Victoria um 16 und in West-Australien um 20 Prozent höher sind. Für die Städte versteht sich; während für die Backcountry, für das Land, noch höhere bezahlt werden müssen, um überhaupt Leute bekommen und — halten zu können.

Die Wohnhäuser sind meist eingeschödig, mit Wellblechdach, vielen Fenstern und immer einer Veranda. Sie dient in den heißen Sommermonaten — Mitte Dezember bis Mitte März — als Schlafzimmern, wie überhaupt das out-door-life (Leben vor der Tür) eines der charakteristischen Merkmale australischen Daseins ist. Nur die im letzten Jahrzehnt erbauten Häuser sind häufiger aus Stein und mit Ziegelbäckern, aber das Holzhaus, serienweise in verschiedenen Typen hergestellt, herrscht noch immer vor. Sie unterscheiden sich von den amerikanischen Bungalows, daß jedes ein Stück Garten hat und sie nicht einander geklebt sind wie „drüben“.

### Das Heim im Busch.

Ich war auf großen Schafstationen, war bei Farmern, die 20.000 und 30.000 Kühe ihr eigen nennen, und die Hausfrau stand hinter dem Herd und der Mann hatte das Feuerholz. Wenn in solchen Häusern keine Dienstmoten sind, so erst recht nicht im Heim des mittleren und kleinen Siedlers.

Der australische Mensch will in der Stadt leben, und keine Hausangestellte würde freiwillig in die „Bildnis“ gehen, viele Meilen ab von der nächsten Township (Ortschaft) und 18 bis 35 Stunden Eisenbahnfahrt bis zur Großstadt. So ist die Familie im Busch, selbst wenn sie es sich leisten kann, durchaus auf sich selbst angewiesen (sie sind schon glücklich, wenn sie genügend Farmarbeiter bekommen), und die Kleinen helfen schon tapfer mit bei den Kleinen täglichen Arbeiten. Das Buschkind, es bekommt seine Schulerziehung wie das Großstadtkind; und wo die Siedlungen allzu weit auseinander liegen (die Kleinen kommen auf einem Pony oder mehrere zusammen im Auto zur Schule), haben sie nur halbwochentlichen Unterricht, da der Lehrer die restlichen drei Tage in einem Bezirk lehrt.

Diese Familien, isoliert von der Außenwelt, haben nichts als ihre Arbeit, ihr Heim und Sonntags die Kirche. Obwohl sie oft viele Meilen entfernt ist, würde kein Buschmann den Gottesdienst versäumen; die öffentliche Moral wacht sehr streng, und einer weiß genau das Leben des anderen, trotz der oft gewaltigen Entfernungen zwischen den einzelnen Siedlungen.

Es scheint ein seltsamer Widerspruch, daß diese Menschen ihr Heim nicht gemächlich aufstatten. Man findet, selbst auf großen Stationen, bei wohlhabenden Leuten, eine Dürftigkeit an Möbeln und einen Mangel an Bequemlichkeit, der dem Europäer immer fremd bleiben wird. Nicht die Möglichkeit, rasch vom Land weg in die Stadt zu ziehen, scheint mir das Entscheidende, sondern die Ueberlieferung der frühen Siedler, der noch immer lebendige Pioniergeist, der sich selbst da mit dem Notwendigsten begnügt, wo er ein Mehr haben könnte.

Kurt Offenburger.

### Was mancher nicht weiß.

Ein noch ahmenstwertes Verfahren hat die Polizei in Denver in Colorado eingeführt. Sobald ein Betrunkener verhaftet wird, wird er sofort photographiert. Wenn er wieder nichtern geworden ist, wird ihm das Bild gezeigt

und dann dem Protokoll beigelegt. Der Anblick des eigenen Zustandes soll schon sehr häufig einen abschreckenden und damit heilsamen Einfluß ausüben. Geeigneter wäre noch ein Tonfilm.

Die längste gerade Eisenbahnstrecke der Welt befindet sich in Australien und führt von Kalgoorlie nach Port Augusta, wo auf einer Strecke die Geleise 400 Kilometer lang nicht eine einzige Kurve machen. Die Bahnstrecke, die etwa 15.000 Kilometer lang ist, überquert keinen einzigen Fluß.

In Gibraltar ist das Süßwasser so rar, daß man, um gutes Trinkwasser zu haben, in eigenartig konstruierten Gruben den dort sehr starken Nachtaun sammelt und dann destilliert.

Der größte aller Schmetterlinge ist in China beheimatet. Es ist der Atlaschmetterling. Das Tier selbst allerdings ist nur 3 1/2 Zentimeter lang, seine Flügel haben aber nicht selten eine Spannweite von dreißig Zentimeter.

Seltenerweise wird die Banane von keinem einzigen Insekt heimgesucht, ebenso von keiner Pflanzenkrankheit befallen, die sonst das Obst so empfindlich schädigen.

Stahlfedern gab es schon im alten Pompeji, aber sie waren sehr teuer. Im Jahre 1822 wurde die Stahlfeder nach dem Verfahren von John Mitchell in Birmingham zuerst maschinell hergestellt. Von nun an konnte man ein Gros Federn zu dem gleichen Preise kaufen, den man vorher für eine einzige Feder zahlte.

## — Heiteres. —

### Humor des Auslandes.

Der Lehrer schrieb einige Hauptwörter auf die Tafel.

„Nun, Schulz, sage mir, welche dieser Worte Mehrzahl und welche Einzahl sind. Zuerst das Wort Hosen.“

Schulz: „Einzahl oben und Mehrzahl weiter runter, Herr Lehrer.“ (Punch.)

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, von so weit herzukommen, um meinen Mann aufzusuchen!“

Arzt: „Gar nicht, gnädige Frau! Ich habe einen anderen Patienten im Nebenzimmer, und da dachte ich, zwei Fliegen mit einer Klappe totzuschlagen.“ (Vancouver Province.)

In einer Gesellschaft. Sie: „Beschalt gehen Sie denn schon so früh nach Hause?“ — Er: „Ich muß zur Zeit da sein, damit Vater das Auto hat, ins Geschäft zu fahren.“ (Wife.)

„Glauben Sie an Vererbung?“ — „Unbedingt! Dadurch bin ich ja zu meinem vielen Gelde gekommen!“ (Tit-Bits.)

Eine „Sittlichkeits-Union“ in der strengen Bretagne schreibt eine Bortierstelle für verheiratete Leute aus. Ein junger Mann und eine junge Frau melden sich. Die Präsidentin: „Haben Sie einen ähnlichen Posten schon mal bekleidet?“ — „Nein.“ — „Sind Sie aber firm in allen einschlägigen Arbeiten?“ — „Das schon!“ — „Zeigen Sie Ihre Papiere... Erlauben Sie mal: der Mann heißt Durand, die Frau heißt Dupont? Stimmt das? Wie ist das möglich? Sind Sie verheiratet?“ — „Ja.“ — „Dann können Sie doch nicht verschiedene Namen haben.“ — „Wir sind verheiratet... Jeder von uns... Bloß nicht untereinander.“

der... — Die Präsidentin: „Ja!“ (Fällt in Ohnmacht.)

Beschränkt arbeitsfähig. Der Zirkusdirektor tritt in die Manege: „Meine Damen und Herren! Der Schwertschlucker Alvara Gimpelli ist indisponiert und kann daher heute seine Nummer nicht wie üblich absolvieren! Der Arzt hat es ihm verboten und ihm strengste Diät anbefohlen. Infolgedessen wird der Schwertschlucker Alvara Gimpelli heute keine Schwerter schluden, sondern nur kleinere Küchen- und Obstmesser sowie Korkenzieher...!“

## Schach-Ecke.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettz Nr. 65 bei Zwettz-Erdnau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 52.

Von Gen. Josef Hyna, Hostomitz u. B. Schwarz: Kc5; Dc3; Tc4, h5; La1, e8; Sf6, g3; Bc7, f5, g4, g7 (12).



Weiß: Kc7; Dg6; Tf4, f8; Lb2, e6; Sd4, h8; Bb6, d7, e3 (11).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

### Lösungszug zu Nr. 49: Dh1-g1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Odbig Johann und Bräutigam Anton, Vergesgrün; Ulrich Richard, Görfau; Ghoutta Rudolf, Aulzig; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Daiba; Döhnert Max, Miltzdorf Adolf, Die Anton, alle Tschau; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, Kober Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Rokitau; Hofmann Johann, Probstau; Sachs Anton, Trauschnow; Dinneberg Emil, Tetschen; Doyer Otto, Saag; Kreiner Wilhelm, Tetsch; Albert Rudolf, Probstau; Trütsch Gustav und Dual Adolf, Wiserschan.

### Partie Nr. 5.

Gespielt in Wien, Olympiade, 3. Runde, 3. Brett.

Weiß: Scharoch (C.S.R.).  
Schwarz: Jakus (Ungarn).

- |            |         |            |        |
|------------|---------|------------|--------|
| 1. d2-d4   | Sg8-f6  | 25. Dh3-g3 | Tf8-f6 |
| 2. e2-e4   | e7-e5   | 26. e3-e4  | Tf6-g6 |
| 3. d4xe5   | Sf6-g4  | 27. Dg3-f2 | f5xe4  |
| 4. Sg1-f3  | Sb8-c6  | 28. Ld3xe4 | Lb7xe4 |
| 5. Le1-g5  | Lf8-e7  | 29. Te2xe4 | Tg6-e6 |
| 6. Lg5-f4  | Le7-b4? | 30. Te4xe7 | ...    |
| 7. Sb1-d2  | Dd8-c7  |            |        |
| 8. a2-a3   | Lb4xd2  |            |        |
| 9. Dd4xd2  | Sg4xe5  |            |        |
| 10. Lf4xe5 | Se6xe5  |            |        |
| 11. Sf3xe5 | De7xe5  |            |        |
| 12. e2-e3  | 0-0     |            |        |
| 13. Lf1-e2 | d7-d6   |            |        |
| 14. 0-0    | Tf8-e8  |            |        |
| 15. b2-b4  | Te8-e6  |            |        |
| 16. Dd2-d5 | De5-f6  |            |        |
| 17. Dd5-f3 | Df6-e7  |            |        |
| 18. Le2-d3 | Ta8-b8  |            |        |
| 19. Tf1-e1 | b7-b6   |            |        |
| 20. Te1-e2 | Le8-b7  |            |        |
| 21. Df3-g3 | Tb8-f8  |            |        |
| 22. Te1-e1 | f7-f5   |            |        |
| 23. f2-f4  | Te6-g6  |            |        |
| 24. Dg6-h8 | Tg6-h6  |            |        |

In höchster Zeitnot tauscht Weiß die Türme ein und übersieht den Verlust eines Bauern, mit Df2-e3 hätte die Partie bestimmt einen besseren Verlauf genommen.  
30. ... Th6xe6  
31. Te1xe6 De7xe6  
Nun verliert Weiß einen wichtigen Bauern am Damenflügel und mußte nach einigen Zügen die halblöse Partie aufgeben.  
Sch-oh.